

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30509-4

**Fischer**

Weiterführende Informationen finden Sie unter  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

Nach vielen Jahren hat sich eine »ganz normale Ehe« von anfänglicher Verliebtheit und möglicherweise sogar Ansätzen von Leidenschaft über Langeweile zu einer unerträglich gewordenen Lebensgemeinschaft entwickelt. Mann und Frau hegen Mordgedanken und steigern sich immer mehr in Vernichtungsphantasien hinein, bis hin zu realen Plänen für den perfekten Mord, der wie ein Unfall, Selbstmord oder ein natürlicher Tod aussehen soll. Sie hat ein Heft angelegt, in dem sie alle möglichen Zeitungsausschnitte und Meldungen über mysteriöse Todesfälle sammelt. Er interessiert sich für die Wirkung verschiedener Medikamente. Sie verheimlichen einander nicht einmal mehr, daß sie Mordpläne haben. Beide verfassen einen Abschiedsbrief, den der/die andere bekommt, um ihn im Falle der geglückten Tat verwenden zu können – und um diese so möglicherweise zu verhindern. Von da an schleichen die Ehepartner mißtrauisch umeinander herum – nun kommt es darauf an, wem der perfekte Mord zuerst gelingt...

Dieser Thriller wird fast ausschließlich in den Gedankenmonologen der beiden erzählt, was die Spannung des Buches und die beklemmende Wirkung der klaustrophobischen Atmosphäre noch steigert.

Die schwedische Schriftstellerin Elisabet Peterzén, geboren 1938, hat bisher vierzehn Bücher veröffentlicht und an mehreren Anthologien mitgearbeitet. In anonymen Literaturwettbewerben gewann sie bereits zweimal den ersten Preis. Im Fischer Taschenbuch Verlag erschien 1990 unter dem Pseudonym Katrin und Erik Skafte ihr erfolgreicher Frauenkrimi »Lauter ganz normale Männer« (Band 4732).

Elisabet Peterzén

***Bis daß der Tod sie scheidet***

Thriller

Aus dem Schwedischen  
von Regine Elsässer

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft  
Herausgegeben von Ingeborg Mues

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, April 1994

Titel der schwedischen Originalausgabe:  
»Äktenskaps brott«  
erschieden bei Rabén & Sjögren Bokförlag, Stockholm  
© Elisabet Peterzén 1969

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1994  
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 3-596-11293-1

*Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier*

Ich warte. Ich habe reichlich Zeit, um zu warten. Zeit; Jahre liegen vor mir, so wie die Jahre sich hinter mir erstrecken. Ich merke kaum, wie sie vergehen, immer gleich; das Zimmer, in dem ich sitze, ist gleich, der Garten davor ebenso. Die gleiche Routine; ich stehe jeden Morgen auf, wenn es noch dunkel ist oder der weiße Dunst sich flach auf die Erde drückt. Manchmal Sonne; ja, sicher, die Sonne, niedrig stehend blinzelt sie mich wie eine verdorbene Tomate rotäugig an – genau wie er, wenn ich mich im Bett umdrehe. Das Gesicht rot und großporig von alten Pickeln, die er wohl als Jüngling ausgedrückt hat. Die Haut ist grob und lederartig, rot und narbig; nie ein richtiger Bart, nie richtig glatt rasiert, immer Stoppeln. Und der säuerliche Geruch. Ich drehe mich nicht gerne in diese Richtung.

Wie lange habe ich gewartet? Wie viele Jahre sind vergangen? Ich traue mich nicht, sie zu zählen, weil es mir dann vielleicht passieren könnte, daß ich an das denken muß, was vor langer Zeit war. Die Gedanken gehen vorbei und verharren am Fenster, machen es aber nicht auf, verharren nur und sehen Gestalten hinter der beschlagenen Scheibe, wie wenn man in einen Metzgerladen hineinschaut. Vielleicht scheint die Sonne auf der anderen Seite. Vielleicht hat einmal die Sonne geschienen. Ich will nicht aufmachen. Will nicht sehen, will mich nicht erinnern. Jetzt bin ich ja hier, hier muß etwas geschehen.

Ich stehe auf – immer stehe ich zuerst auf, immer ich zuerst! –, und ich schlurfe in die Küche hinunter und mache ihm sein Frühstück. Noch mache ich ihm sein Frühstück! Eine kleine Prise Gift – ein bißchen Arsen, ein bißchen Quecksilber, ein bißchen Blausäure, ach, wie einfach, er bricht am Frühstückstisch zusammen, das Blut läuft ihm aus dem offenen Mund, oder zumindest fällt er in den Teller, mit blaurotem Gesicht und aus dem Mund hängender Zunge. Ein bißchen Arsen. Ein bißchen Zyan-

kali. Was ich jedoch nicht habe. Und dann bin ich immer noch hier, immer noch mit ihm allein, bis sie kommen und fragen: Wo ist er? Warum kommt er nicht? Ist er krank? Wo ist er? Das ist zu abgedroschen, viel zu abgedroschen. Inzwischen muß ich da draußen im Garten ein Loch gegraben haben und ihn an den Füßen hinausziehen, sein Kopf schlägt auf den Boden, und ihn dann hineinlegen und Erde drüberschaufeln, noch besser Mist, damit er in seine natürliche Umgebung kommt. Dann werde ich Blumen pflanzen. Sonnenblumen vor allem, um der Sonne zu danken, daß sie meine Welt wieder hell gemacht hat. Gladiolen, hohe, stolze, mit geraden Stengeln, die sich vor Blüten biegen. Sonnenblumen und Gladiolen. Keine weißen Lilien. Das sind Trauerblumen, und diesen Tag werde ich nicht betrauern.

Aber sie werden kommen. Ich muß dann sagen, daß er verreist sei, daß er plötzlich weggefahren sei und ich nicht wisse, wann er zurückkommen werde. Und dann schauen sie mich so merkwürdig von der Seite an, und ich weiß, daß sie denken, es gibt nur einen Ort, an den er gereist sein kann. Sie suchen; Gift, das sie finden könnten, gibt es nicht mehr, aber sie graben im Garten . . .

Ich träume. Wenn er endlich gegangen ist, gehe ich wieder ins Bett, streiche seine Laken glatt, so daß es so aussieht, als ob er nie da gelegen hätte, so daß ich mir vorstellen kann, ganz allein zu sein. Eine Zeit voller Alleinsein, das größte Glück der Welt. Ich stehe nie mehr auf. Ich glaube, es dauert Ewigkeiten, bis ich wieder aufstehen will. Und dann gehört mir die Zeit. Ich gehe auf neuen, leichten Füßen durchs Haus, ich mache endlich das Fenster sperrangelweit auf und lasse das Licht herein. Nie mehr muß ich mich von dem Moment anwidern lassen, in dem ich seine Schritte draußen auf dem Weg höre; ich kauere mich zusammen, mein ganzer Körper zieht sich zusammen und duckt sich wie nach einem Schlag in die Magengrube; er ist da, und ich liege auf den Knien auf der Fußmatte, wie eine Verlängerung derselben, und bin

seine folgsame Dienerin, ja, Massa, nein, Massa, okay, Massa. Und er lacht und tritt mir mit dem Schuh mitten ins Gesicht, er weiß, wie groß mein Abscheu ist, und er spielt damit. Es ist, wie einen Affen hinter einem Gitter zu reizen, so fühlt er sich, wenn er zu mir nach Hause kommt. Dem Affen eine Banane hinhalten, der Affe streckt sich lüstern und gierig danach, und er zieht die Banane zurück und steckt sie sich selber in den Mund, hohnglinsend, er beißt langsam hinein, ein Speichelfaden läuft ihm das Kinn entlang. Und der Affe rüttelt an seinem Gitter und zeigt die Zähne, die langen, gelben Zähne, beißt ins Gitter und schreit gellend. So sieht er mich.

Frei sein, aufstehen, wann es mich danach gelüstet, und zum Schrank gehen und das anziehen, was ich will. Auswählen, fühlen, die Hand langsam über den Stoff gleiten lassen, ich werde dann schöne Kleider haben, werde kühle und flauschige Wolle spüren, glatte Seide. Werde vor dem Spiegel stehen und mich ankleiden, wie früher, bevor es ihn gab. Werde mich langsam ankleiden und meinem Spiegelbild zulächeln, mich umziehen, mich ausziehen, etwas anderes anziehen. Dann gehe ich in den Garten hinaus, die Tür hinter mir ist weit offen, langsam gehe ich zum Gartentor, bücke mich, um die Blumen zu betrachten, die rings um mich wachsen. Die Luft ist hell und warm, ein paar Bienen summen um mich herum, aber sie werden mich nicht stechen. Ich erhebe meine Arme zur Sonne und lasse die Wärme in mich eindringen, bis ich wachse und wieder neu und jung und schön und rein werde.

Allein. Alleinsein, das Wort rollt wie ein Streicheln über meine Zunge. Oh, daß meine Qualen noch schlimmer werden mögen, damit die Süße des Alleinseins um so wunderbarer werde.

Gedanken, Pläne. Sie kämpfen in meinem Gehirn wie die Fliegen in der Marmelade, hinterlassen hier und da einen schwarzen Flecken. Oh, es ist wunderbar, zu liegen und zu träumen. Methoden, Methoden, ich streichle sie,

lutsche an ihnen, spucke sie aus, wenn sie nichts mehr hergeben. Die Zeit ist mein Freund, ich habe keine Eile. Jeden Morgen, wenn ich aufwache und ihn da neben mir liegen und mit offenem Mund schnaufen sehe, weiß ich, daß dieser Tag der letzte sein kann.

Einmal war ich jung und saß neben ihm in der Dämmerung, und es gab nur uns beide. Ein leichter Regen fiel, wie Nieselregen, aber das machte uns nichts aus, es war nur um so schöner, ganz nah aneinander zu rücken und zu spüren, daß wir zu zweit waren. Wir sagten nichts: Wir drückten all unsere Gefühle durch unsere Hände und Körper aus, wir hatten viel zu große Angst, die Wörter in den Mund zu nehmen, weil unsere häßlichen Menschenstimmen die Atmosphäre, die um uns war, zerstören könnten. Das waren wir; damals waren es wir, ehe die Zeit uns in ihre Falle gelockt hatte und die Gewohnheit und die Enge und die Müdigkeit, und jeden Morgen das gleiche Gesicht sehen, nie etwas anderes als das, dieses gleiche Gesicht, das älter wurde und häßlicher und größer...

Ach, ich hatte so viele Pläne. Ich lese alle Bücher; alle. Ich verfolge die Fälle ganz genau in der Zeitung. Aber ich merke, daß die Statistik gegen mich ist. Es kann immer ein Mord verübt werden, und der Mörder kann frei bleiben, unerkannt, innerlich lachend, vielleicht ängstlich, vielleicht am Anfang oft mit der Angst, daß jemand es erraten könnte, daß jemand es merken könnte, aber allmählich wird die Angst eine Gewohnheit, ein Teil des täglichen Lebens, und am Schluß merkt man sie gar nicht mehr. So oft verschwindet ein Mörder, und niemand weiß, wo er ist. Er kommt, leicht und leise, schlägt zu und geht wieder. Aber das trifft nicht auf mich zu. Ich habe alles genau studiert. Nur wenn der Mörder ein Fremder ist, kann er ungesehen seines Weges gehen; nie, wenn der Getötete zu seinem Umfeld gehört. Ach, sie kennen so viele Listen, so viele Kniffe, sie finden es immer heraus, und fast immer wissen sie schon von Anfang an, daß nur dieser eine

Mensch es getan haben kann und daß sie ihn zu fassen kriegen müssen. Oh, ich könnte gehen und ein Kind auf der Wiese töten, und niemand würde je herausbekommen, daß ich es war, niemand würde auf die Idee kommen. Es sind übrigens nie Frauen, die Kinder auf einer Wiese töten, es sind immer Männer. Aber wenn er sterben würde, wen würden sie zuerst fragen, wenn nicht mich. Die trauernde Witwe, und sie würden bald an meinen Augen und meinem Gang sehen, daß ich nicht so sehr trauere, wie die Not es geböte, sie würden einander zunicken und mir mit ihren Fragen immer näher rücken. Nein, nein, ich müßte schon listiger sein als sie alle zusammen. Deshalb muß ich denken, planen, vielleicht noch viele Jahre, bis ich die einzige Methode gefunden habe – die richtige. Die Zeit, die ich jetzt einsetze, werde ich später hundertfach zurückbekommen. Deshalb warte ich noch und sage nichts.

2

Gott. Teufel. Hölle. Es sieht so aus, als ob diese Fenster noch nie geputzt worden wären. Voller Schmutz und Schimmel, und diese verwelkten Ranken, die davor hängen, auf den Heizkörper herunter. Diese verfluchte Unordnung überall, dieses Durcheinander, dieser Schmutz.

Als ob das Weib was anderes zu tun hätte. Als ob diese Schlampe in ihrer Freizeit etwas anderes zu tun hätte, als für mich aufzuräumen, mir das Leben ein bißchen angenehmer zu machen. Wem hat sie es denn zu verdanken, daß sie hier wohnt? Wem hat sie es denn zu verdanken, daß sie ein schönes Zuhause hat, viele Fenster hat, die sie putzen kann? Würde sie sich das vielleicht von ihrem Scheißlohn leisten können? – Nie! Es ist eine Hölle mit diesem Weib. Bevor sie verheiratet war: so hübsch. So bemüht, es recht zu machen! Nichts war gut genug, nichts

war ihr zuviel. Wie du willst, mein Liebling, du sagst, wie es gemacht wird. Sie trug die zartesten, hübschesten Kleidungsstücke und zog sie auch mit Freuden aus, sie verwendete Stunden für ihr Gesicht und ihre Haare, sie hängte sich an mich voller Düfte und wunderbarer Dinge, schob ihren Arm unter meinen. Es gab nichts, was sie nicht tun wollte, nichts, was sie nicht geben wollte. Es gab eine Zeit, in der sie nicht diese Schlampe war, in der sie noch sie war, sie war ein Geschöpf aus Fleisch und Blut, nicht dieser wabbelige Fleischberg, weiß und rund und weich, ich wollte, ich wäre ein Piranha in den Flüssen Südamerikas und sie käme meinen Fluß herunter, um ein Bad zu nehmen. Dann würde ich dieses Fleisch zerreißen, das Blut fließen sehen, reinhauen und reißen, alle meine Brüder zum Fressen einladen. Wie sie daliegt. Fett und weich und wabbelig und ohne einen Gedanken in ihrem Kopf, das strähnige, dünne Haar fett und glänzend auf dem Kissen, die Hängebacken, der eingefallene Mund. Habe ich jemals dieses Fleisch anfassen mögen?

Was sie alles versprochen hat. Was sie alles gesagt hat. Oh, ich werde immer so sein, wie du mich haben willst, mein Geliebter, will dir immer folgen. Meinen Körper, wann immer du willst, so oft du willst und wo und wie du willst, auf der Wiese vor allen Leuten, wenn es dich danach gelüstet, mein Liebster. Warmes Essen auf dem Tisch und einen Kuß zum Abschied und ordentliche und saubere Kleidung, Sonntagsspaziergänge Arm in Arm, dies ist meine Frau, sie sieht nicht übel aus. Sie versprach es. Sie versprach es bis zum Altar, und da stand sie und strahlte wie eine Sonne, und ich, ich dummer Ochse, ich großer, dummer, träger Ochse begriff damals nicht, daß ich in der Falle saß, auf dem Weg zur Schlachtbank war. Was habe ich für meine Einfältigkeit leiden müssen! Ich erinnere mich an ihr selbstzufriedenes Grinsen, schon beim Hochzeitsessen, nachdem sie die Schuhe unterm Tisch ausgezogen hatte, um mit ihren krummen Zehen

wackeln zu können und zur Freundin, die ihr gegenüber saß, gesagt hatte:

»Ja, jetzt bin ich also verheiratet und brauche mich nicht mehr anzustrengen!« Sie drehte sich zu mir und drückte meine Hand, als sie das sagte, und sie schaute mich so komisch an, aber ich hätte da schon wissen müssen, daß sie die Wahrheit sagte.

Mein Gott, wenn ich doch nur wieder frei wäre. Ein freier Mann, nicht mehr von diesem Speck an meiner Seite belastet. Wenn ich doch nur morgens aufwachen, das Fenster weit aufmachen und die frische, kalte Luft hereinlassen könnte, im Badezimmer singen und grölen könnte, ohne zu wissen, daß sie wieder in ihre feuchtwarmen Laken kroch und sie über den Kopf zog; wenn ich doch zum Frühstück hinuntergehen könnte und mir ihr schnippisches Gesicht nicht anzuschauen brauchte. Mir selbst meinen Kaffee kochen, stark und heiß und gut, so wie ich ihn mag und mir nicht ihr ewiges Genöle wegen des Herzens – wessen verdammtes Herz überhaupt? – anzuhören brauchte, sie besteht ja darauf, die Märtyrerin zu spielen und aufzustehen und mir Frühstück zu machen, Gott bewahre, wenn sie doch nur im Bett bliebe, für immer, damit ich sie nicht mehr zu sehen brauchte. Wenn sie doch nur irgendeine verzehrende Krankheit bekäme, damit ich sie aus dem Haus bekäme, irgendwohin, mir aus den Augen, wenn ich doch frei sein und samstags abends die Flasche auf den Tisch stellen könnte und mir ihren gepeinigten Gesichtsausdruck nicht anzuschauen brauchte und nicht wüßte, was sie von mir erwartet, wenn ich die Flasche ausgetrunken habe. Nur dieses Ritual jeden Samstag los zu sein, nur nicht mehr dieses weiche Fleisch anfassen müssen, nur das nicht; allein sein! Die Augen schließen und an mollige Frauen mit festem Fleisch denken, Frauen, die sich langsam ausziehen, Stück für Stück, und zeigen, was sie haben und mich fühlen lassen, große, feste Brüste, die stehen und nicht hängen wie ein Murmelsack, einen straffen Bauch. In meinen Träumen stehen sie vor mir und

zeigen mir alles und legen sich hin und lassen mich schauen, bevor sie selbst langsam näher kommen und meine Hände zu ihrem Körper ziehen. Ich könnte ja wohin gehen und mir Frauen nehmen, Frauen, die wissen, wie es geht.

Ich schließe die Augen und tue so, als ob ich schlief, denn jetzt wird sie gleich aufgestanden sein und ihre krummen Füße in die heruntergetretenen Pantoffeln geschoben haben und neben mir stehen und mir ihren schlechten Atem ins Gesicht blasen und mit ihrer schrillen Stimme sagen ›Steh auf! Steh auf! Du mußt aufstehen!‹

### 3

»Aufstehen! Aufstehen! Du mußt aufstehen!«

Immer die gleiche Plage. Immer das gleiche Disputieren, bis er endlich aus dem Bett kommt.

»Ich bin wach. Laß mich in Ruhe. Geh weg. Ich bin wach.«

»Ja, dann sieh doch zu, daß du auch aus dem Bett kommst, du Saufnase. Was glaubst du denn, wie du morgens aus dem Bett kommst, wenn du den ganzen Abend über an der Flasche hängst. Ich weiß nicht, wie spät es gestern war, bis du . . .«

»Das weißt du nicht, und das geht dich auch nichts an. Laß mich in Ruhe, ich weiß selbst, wann ich aufstehen muß, kann ich denn nicht wenigstens liegenbleiben, bis du aus dem Zimmer bist? Geh und stell den Kaffee auf oder mach was Nützliches, statt hier zu stehen und rumzumeckern.«

»Das ist also der Dank. Das ist also der Dank dafür, daß ich die einzige bin, die sich noch so weit um dich kümmerst, daß sie wenigstens dafür sorgt, daß du morgens aus dem Bett kommst. Wenn ich nicht wäre, würdest du liegenbleiben und den ganzen Tag im Bett verbringen.«

»Und wenn ich nicht wäre, dann hättest du überhaupt niemanden, den du wecken kannst, und wärst eine alte, saure, vertrocknete Schachtel, für die niemand sich interessiert, und müßtest sogar *selbst ganztags arbeiten!* Merk dir das!«

»Merk dir das. Merk dir das«, brummte sie, während ihre Pantoffeln zur Tür schlurften.

Er machte die Augen erst auf, als er hörte, daß sie halb die Treppe hinunter war. Dann reckte er sich und holte ein paarmal tief Luft. Er hätte genauso gern noch weitergeschlafen. Aber es war eine Gewohnheit, aufzustehen, genau wie alles andere, was er tat, zur Gewohnheit geworden war. Er kratzte sich am Kopf und unter den Armen, stand auf dem Bettvorleger, gähnte und griff sich in den Schritt. Da hing er, klein und schlaff. Aber er war noch da.

Er stolperte ins Badezimmer und drehte den Hahn auf, badete das Gesicht in kaltem Wasser, nahm den Rasierer und begann, sich das Gesicht vor dem Rasieren einzuseifen. Die Augen blinzelten ihn sauer aus dem Spiegel an. Du siehst auf jeden Fall wenigstens aus wie ein Mann. Du hättest eine viel bessere Frau haben können als die. Du solltest verdammt noch mal was dagegen unternehmen. Ein Rasiermesser über die Kehle – oh, das ist ja so leicht. Ein reines Versehen. Entschuldige, ich wollte meine Alte nur ein bißchen streicheln und habe in der Eile doch glatt vergessen, daß ich das Rasiermesser in der Hand hatte. So kann es manchmal gehen. Entschuldige, ich habe es nicht so gemeint.

Er lachte rauh vor sich hin und beendete seine Rasur. Als er sich angezogen hatte und in die Küche kam, hatte sie zwei Tassen auf den Tisch gestellt und stand am Spülstein und betrachtete den Filterprozeß. Ein paar Brotscheiben lagen auf einem angeschlagenen Teller, und ein Paket Margarine lag ausgepackt daneben.

»Ich habe doch gesagt, daß ich Butter aufs Brot haben will«, sagte er mürrisch.

»So, so, du willst Butter haben. Die mußt du dir schon

selber kaufen, mein Lieber. Bei dem bißchen Geld, das ich zur Verfügung habe, kannst du froh sein, daß es überhaupt Margarine gibt. Du darfst nicht meinen, daß es in diesem Haus für Butter reicht.«

Er setzte sich hin und schmierte sich schweigend ein Brot.

»Haben wir auch keinen Käse im Haus?«

Sie seufzte tief, brachte die Kaffeekanne zum Tisch, ging zum Kühlschrank und holte einen bootsförmigen Käserest heraus.

»Da. Es gibt auch noch Marmelade, falls du richtig zuschlagen willst.«

Er zuckte mit den Schultern.

Sie setzte sich ihm gegenüber und schenkte sich einen Kaffee ein.

»Weißt du was«, begann er.

Sie schaute auf.

Ihre Blicke trafen sich.

#### 4

Er ist gegangen. Er ist endlich gegangen, und ich kann mich hinsetzen und in Ruhe meinen Kaffee trinken, so wie ich es mag, muß nicht mehr auf dem Sprung sein und mir seine Nörgeleien und Befehle anhören. Er läßt alles einfach auf dem Tisch stehen, keine Rede davon, daß er vielleicht wenigstens seine Tasse in den Spülstein stellen könnte. Brotkrümel überall auf dem Tischtuch und auf dem Boden, da, wo er gesessen hat. »Du hast doch sonst nichts zu tun, als mich zu bedienen.« Ich habe den ganzen Tag Zeit, seine ewigen Brotkrümel wegzufegen. Ja, sicher, ja. Dann werde ich das Bett machen und versuchen, Ordnung in seine verwühlten, schmierigen Laken zu bringen. Mein Bett ist immer schön und ordentlich, wenn ich morgens aufstehe. Aber seines! Verwühlte, verdrehte Laken

und schwarze Krümel von ich weiß nicht was am Fußende. Wie gesagt, ich habe ja sonst nichts zu tun. Wenn das fertig ist, setze ich mich mit Stift und Papier an den Küchentisch. Er glaubt wohl nicht, daß ich überhaupt schreiben kann! Er glaubt wohl nicht, daß ich so viel im Kopf habe, daß ich schreiben kann, und etwas, worüber ich schreiben kann. Aber mein Kopf ist voller Ideen. Ich habe irgendwo, irgendwann einmal etwas über zerstoßenes Glas gelesen. Man nimmt sehr feines Glas und zerstößt es, zum Beispiel in einem Mörser und mischt das Pulver in ein Getränk. Das wäre so leicht. Ich nehme ein kleines, feines Schnapsglas aus dem Schrank, hau es auf den Tisch – so –, fege die Scherben mit der Hand zusammen, gebe sie in den Mörser, ich nehme den Stößel und zerstoße die Scherben sehr fein, es wird wie ein leichtes Pulver, weißlich, fast durchsichtig und klar. Ich mische es in den Kaffee, man sieht es fast nicht, wie unaufgelöste Zuckerkristalle. Er wird es nicht sehen. Ich schüttele es in seine Tasse und gieße ihm den Kaffee ein – es ist ja eine allzu große Mühe für ihn, es selbst zu tun –, und er trinkt. Die Schmerzen kommen nicht sofort. Er geht weg, und ich brauche es nicht mit anzusehen, wenn es passiert. Ich bleibe hier sitzen und gieße mir noch einen Kaffee ein, mache nach einer Weile das Radio an und höre Musik, die von Liebe und Jugend erzählt, und irgendwann klingelt schließlich das Telefon, und ich nehme ab: Ihr Mann ist sehr krank, eine Magenblutung, wir haben den Verdacht, daß es ein aufgebrochenes Magengeschwür ist, und Sie müssen sich beeilen, sonst ist es zu spät. Laßt uns innerlich hoffen, daß es zu spät ist. Ich möchte seine Augen in dem Moment nicht sehen, denn er wird Bescheid wissen, er hat von dem Moment an, als die Schmerzen anfangen, gewußt, daß ich schlauer bin, als er gedacht hat. Mein lieber, lieber Mann, ich nehme seine schlaffe, kalte Hand, drücke sie gegen meine Brust und weine: Warum mußte das mit uns geschehen? Wir waren doch so glücklich! Mein Liebster, du darfst mich nicht verlassen, noch nicht,